

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 143.

Berlin, Donnerstag den 28. November

1844.

China.

Die städtischen und Hof-Beamten in Peking.

Peking (Hauptstadt des Nordens) wird nicht, wie die Provinzial-Hauptstädte, von einem einzigen Manne regiert, sondern hat zwei Bürgermeister, von denen der erste ein Minister ist. Unter denselben stehen zwei „Sien“, die jeder eine Hälfte der Stadt beaufsichtigen. Die Bürgermeister sind unabhängig von dem Gouverneur der Provinz, in welcher Peking liegt, und legen dem Kaiser direkt diejenigen Geschäfte vor, die sie selbst nicht ordnen können oder dürfen. Sie präsidiren den jährlichen Frühlingsfesten, den Banketten, die den Aeltesten aus dem Bauernstande gegeben werden, und den wissenschaftlichen und militairischen Prüfungen. Die Polizei der Hauptstadt ist ihrer Sorge anvertraut, und ihnen überliefert der Strafgerichtshof diejenigen Individuen, welche zur Deportation verurtheilt sind. Zwei Fu-tsching, die unter ihren unmittelbaren Befehlen stehen, inspizieren die Schulen und haben die Utensilien in Verwahrung, die bei den religiösen Ceremonien gebraucht werden. Peking besitzt, wie alle große chinesische Städte, eine öffentliche Schule.

Die Opfer werden von einer speziellen Behörde geleitet, die Tschai-schang-he heißt und an deren Spitze ein Direktor, Ta-tschin, zwei Präsidenten, King, und zwei Vicepräsidenten, Schao-king, stehen. Die Functionen dieser Beamten bestehen darin, „alle Ceremonien bei den Opfern zu ordnen, die Gefäße und Utensilien, die hierbei gebraucht werden, auszuwählen und endlich die Qualität der Opfergaben zu bestimmen“. Zum Perlagern der Gebete sind besondere Personen angestellt, die man Po-sse nennt. Auch existirt ein Bureau zur Unterhaltung der Tempel und Altäre, mit dem eine Kasse und ein Magazin verbunden sind. Andere Beamte sind beauftragt, die musikalischen Aufführungen zu leiten.

Das Ober-Marschallamt, Tschai-po-sse, führt die Aufsicht über die Stutereien des Staates und sorgt für die Fortpflanzung der edlen Pferderacen. Es steht unter zwei Präsidenten, King, die von dem Kriegs-Ministerium abhängen. Jenseits der großen Mauer ist eine ungeheure Strecke Landes zur Zucht der Pferde eingerichtet, wo ein zahlreiches Personal die Pferde für den Dienst der kaiserlichen Kavallerie dressiren muß.

Ferner existirt in Peking eine Behörde zum Empfange ausgezeichneten Personen und zur Veranstaltung von Fest-Essen für dieselben. Sie heißt Kuang-leu-sse und soll, so lautet ihre Instruction, die Rang-Unterschiede streng beobachten und über die Kosten Rechnung führen. Außerdem besorgt dieses Comité auch die Lieferung der Opfertiere. Es leitet nämlich die Unter-Büreaus, die für die einzelnen Gattungen dieser Thiere eingesetzt sind.

Das Hung-su-sse bestimmt die Etikette, die bei den Lebern des Kaisers und bei den Hoffesten beobachtet werden soll. Das gewöhnliche Ceremoniale heißt Ko-ten. Nach demselben müssen diejenigen, die den Kaiser besuchen, drei Kniebeugungen machen und neun Mal mit der Stirn auf die Erde schlagen.

Die drei folgenden Institute sind wissenschaftlicher Art. Das Kue-tschien oder National-Kollegium zerfällt in mehrere Unterrichtszweige, nämlich in die Abtheilungen für das Sprachstudium, die klassischen Bücher des Konfuzius und seiner Schüler und die Mathematik. Ein Mantschu oder ein Chinese, der aus den sechs höchsten Behörden des Reichs gewählt wird, steht an der Spitze der Anstalt. Zwei Rektoren, Tschai-tschien, und drei Professoren, ein Mantschu, ein Chinese und ein Mongole, versehen den Unterricht. Ferner gehört zu diesem Institute noch eine Schule für die Eingebornen der Inseln Kieu-Khieu und die Rassen, die in der chinesischen, mantschuischen und mongolischen Literatur unterrichtet werden.

Das Kin-tschien-kien oder das astronomische Institut scheint seit der Ankunft der katholischen Missionaire in China zu existiren. Es wird daselbst mehr Astrologie als Astronomie getrieben. Die Aufsicht führen mehrere Präsidenten und Rektoren, die theils Mantschu, theils Chinesen, theils Europäer sind. Es ist ihnen vorgeschrieben, „die Bewegungen der Gestirne zu bestimmen und die Zeitrechnung zu überwachen, außerdem, was sich auf Weissagungen und die Wahl glücklicher Tage betrifft, zu versehen“. Die astronomischen Theorien der Chinesen rühren theils von ihren eigenen Gelehrten her, theils sind sie europäischen Ursprungs. Die Mitglieder dieses Instituts redigiren jährlich einen Almanach, in welchem die Erscheinungen am Himmel, die Zeiten des Sonnen-Auf- und Untergangs nebst einer Menge astrologischer Absurditäten enthalten sind. Sie unterrichten eine kleine Anzahl

von Schülern und dirigiren im Observatorium. Wie in allen anderen Fächern, denken auch hier die Chinesen nicht daran, Fortschritte in der Wissenschaft zu machen, und doch wäre dies bei den konstanten Beobachtungen, die sie gesetzmäßig anstellen müssen, so leicht möglich. Aber sie besitzen auch nicht die Spur von wissenschaftlichem Forschergeist. Geometrie und Trigonometrie sind sehr wenig kultivirt. Die Astronomen verstehen zwar die geographische Länge und Breite eines Ortes zu bestimmen, doch haben sie dies erst von den katholischen Missionairen gelernt. Das Institut hat Büreaus zur Führung der Korrespondenz, zur Redaction des kaiserlichen Almanachs und zur Aufbewahrung der astronomischen Instrumente.

Das Tschai-ji-juen oder das große medizinische Kollegium wird von einem Präsidenten und zwei Direktoren geleitet. Hier sind alle Beamte Chinesen. Das Gesetz befehlt ihnen, „die neun Klassen der Krankheiten zur Heilung zu führen“ und die Unterbeamten des Kollegiums in ihren ärztlichen Hülfleistungen zu beaufsichtigen. Sie haben abwechselnd den Dienst bei dem Kaiser und seiner Familie; oft auch schickt sie der Kaiser zu den Staatsministern, wenn dieselben erkranken, oder nach der Mongolei zu kranken Fürsten und Fürstinnen. Die Chinesen theilen, wie wir andeuteten, die Krankheiten in neun Klassen: in Krankheiten mit starkem und schwachem Puls, in solche, die mit Frösteln anfangen, in Frauen-, Haut-, Augen-, Mund-, Knochenkrankheiten und solche, die einen Aderlaß erfordern. Ein regelmäßiger Unterricht existirt nicht, und das medizinische Wissen wird durch die reine Praxis erlangt. Die Medizinal-Personen sind in vier Grade getheilt. In das Kollegium kann man erst aufgenommen werden, wenn man sich schon praktische Kenntnisse erworben hat.

Das Tschung-jin-fu (Bureau der berühmten Männer) hat das Amt, Personal-Akten über die Verwandten des Kaisers zu führen. Die oberen Beamten sind aus den hohen Würdenträgern gewählt und stehen dem kaiserlichen Stamme sehr nahe. Die Glieder dieses Stammes sind in zwei große Klassen getheilt, in die Tschung-sche, oder das kaiserliche Haus, und die Gioro, oder die Nebenlinien. Diese Klassen sind durch die Farbe ihrer Gürtel unterschieden; die erste trägt goldgelbe, die zweite rothe und die aus der zweiten Degradirten bunte Gürtel. Man führt genaue Register über die Geburten, Hochzeiten und Erbfolgen, die in den verschiedenen Familien des kaiserlichen Stammes stattfinden. Den Kindern seiner nächsten Verwandten giebt der Kaiser selbst die Namen. Für diese giebt es zwölf verschiedene Titel oder Ehrenstufen. Die Brüder des Kaisers und zuweilen auch der Kronprinz heißen „die Erhabenen“. Dieser Titel wird nur vererbt, wenn er zur Belohnung eines ausgezeichneten Verdienstes auf ewige Zeiten verliehen wird; sonst geht er in dem Maße, als sich die Generation von der geraden kaiserlichen Linie entfernt, in alle unteren Ehrenstufen über, bis endlich nur der Titel „Mitglied des kaiserlichen Stammes“ übrig bleibt, der seinen Besitzer nur mit den bürgerlichen Beamten vierten Ranges gleichstellt. Die kaiserlichen Prinzessinnen sind in sieben Klassen getheilt. Man verheirathet sie gewöhnlich an mongolische Fürsten und zuweilen auch an mantschuische Unterthanen. Die jungen Glieder der kaiserlichen Familie, die noch keinen Titel haben oder noch nicht majorenn sind, werden alle Vierteljahre von den Vorgesetzten des Tschung-jin-fu in militairischen Kenntnissen und Fertigkeiten geprüft. Diese Behörde muß auch zu Rathe gezogen werden, sobald einem Verwandten des Kaisers eine Civil- oder Militaircharge übertragen oder eine Strafe über denselben verhängt werden soll. Die geringste solche Strafe ist eine Geldbuße, die schwerste Gefängniß; scheint die letztere aber zu leicht für das Vergehen, so muß dem Kaiser darüber berichtet werden. Mehrere subalterne Büreaus besorgen die Anfertigung der Dokumente. Außerdem gehören hierher noch eine Kasse und eine Schule für jede Klasse der kaiserlichen Verwandtschaft.

Das Rui-wu-fu (Intendantur der inneren Angelegenheiten) steht unter einer unbegrenzten Anzahl von Direktoren (Ta-tschin) und führt die Aufsicht über die Pao-ji oder die Sklaven des Kaisers. In dieses Ressort gehören alle bürgerliche, militairische, finanzielle, exekutive und rituelle Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses. Die Direktoren müssen den Kaiser und die Kaiserin bei allen öffentlichen religiösen Ceremonien begleiten, und einer von ihnen ist stets im Dienste bei den Frauen des Harems. Sie überwachen ferner die Häuser der Söhne und Töchter des Kaisers, die sich verheirathen, indessen nur derer, die in Peking wohnen. Sie ernennen in Gemeinschaft mit den beiden obersten Behörden für die Civil- und Militair-Anstellungen die Beamten unteren Ranges, die im kaiserlichen Hause fungiren. Das Rui-wu-fu ist, nach den verschiedenen Zweigen seiner Geschäftsführung, in mehrere Divisionen getheilt. Hierher gehört erstens das Tchuang-tschu-sse oder die Ab-

theilung für die Verproviantirung. Sie dirigirt eine Kasse und fünf Magazine, in denen gefegmäßig Zelle, Porzellan, Seide, Kleidungsstücke, Thee und Gin-seng, eine, wie die Chinesen glauben, sehr heilkräftige Pflanze, aufbewahrt werden. Dieselbe Abtheilung hat für die Erhaltung der Portraits des Kaisers, der Kaiserin und der berühmten Männer früherer Zeiten zu sorgen, die in einem Saale des Palastes aufgestellt sind. Ferner muß sie die Geschenke vorbereiten, die der Kaiser zu machen die Absicht hat, und ist über alle Handwerker gesetzt, die im kaiserlichen Schlosse beschäftigt sind. Sie nimmt außerdem die Einkünfte aus den kaiserlichen Pächten in Empfang und hat mehrere Färbereien und Webereien unter ihrer Leitung. Die zweite Abtheilung, Tchu-ju-ße, oder die Abtheilung für die Vertheidigung des Schloßes, hat die Besoldung der Schloß-Soldaten zu besorgen. Einige der hier angestellten Beamten müssen den Kaiser auf Reisen begleiten. Das Tchu-ju-ße sorgt auch für Eskorten zu Fuß und zu Pferde, wenn die Frauen des Harems oder die Prinzen und Prinzessinnen von Gehlüt das Schloß verlassen, und giebt ferner die Erlaubniß zur Jagd und Fischerei auf den Domainen der Krone in der Mantschurei. Für diese Erlaubniß müssen Naturalien von festgesetzter Qualität geliefert werden, und sind dieselben nicht ausreichend, so werden sie durch Geld kompensirt. Das Tschang-ji-ße, oder die Abtheilung für das gewöhnliche Ceremoniale, leitet den Ritus und die Musik-Aufführungen im Innern des Schloßes und sammelt die Früchte aus den Obsthäusern des Kaisers. Den Ritus bei den Opfern des Kaisers, so wie bei gewissen Glückwünschungen, bei denen der Kaiser sitzend die Kaiserin an der Spitze des ganzen Harems empfängt, schreibt diese Behörde vor. Auch die Hochzeiten und Begräbnisse am Hofe stehen unter ihrer Leitung. Die Verhandlungen mit den Präsidenten der Oberbehörde, des Kwei-wu-fu, geschehen mittelst der Eunuchen. — Die vierte Abtheilung des Kwei-wu-fu ist das Hwei-schi-ße. Die hier angestellten Personen nehmen die Einkünfte aus den Domainen der Krone in Empfang, die von dem kaiserlichen Stamme bebaut werden. Sie schaffen ferner Frauen für den Harem und Eunuchen herbei. Die Ländereien der Krone umfassen ungefähr neunhundert Grundstücke, die sämmtlich kultivirt werden. Wenn man Mädchen für den Harem wählt, so unterrichtet man sich genau über ihr Alter und ihre Familie. Wenn die Eunuchen alt geworden sind, so dürfen sie ins Privatleben zurückkehren; entlassen sie aber, so werden sie wie Verbrecher betrachtet. Das Jing-thao-ße inspizirt die Baulichkeiten des Schloßes und besorgt alle Reparaturen derselben. Wenn der Kaiser, die Kaiserin, ein Prinz oder eine Prinzessin den Palast verlassen will, so hat das Jing-thao-ße die betreffenden Stadtviertel davon in Kenntniß zu setzen, damit die Passage auf den Straßen frei erhalten wird. Sechs Magazine gehören zu diesem Departement, in denen Eisen, Bauholz, Zelle, Geräthe, Brennholz und Kohlen aufbewahrt werden. Auch befinden sich in denselben die nöthigen Utensilien zur Malerei, die unter der Leitung der Eunuchen im Innern des Schloßes getrieben wird. — Die siebente Abtheilung, King-fung-ße, ist mit der Aufsicht über die Rinder und Schafe betraut, die für die Opferfeste gemästet oder in den Domainen des Kaisers zum Pflügen gebraucht werden, für seinen Tisch die Milch liefern und den Söhnen und Töchtern des Kaisers, wenn dieselben sich verheirathen, als Mitgift gegeben werden sollen. Zweimal jährlich, im Frühjahr und Herbst, werden die Schafe geschoren. Die Häute der gefallenen gehören den Direktoren des King-fung-ße. Eine Rinderherde besteht aus dreihundert, eine Schafherde aus einhundert Stück. Die Weideplätze für dieselben liegen jenseits der großen Mauer. — Die siebente Abtheilung, Sching-hing-ße, richtet und bestraft die Eunuchen und Soldaten des Schloßes, wenn dieselben sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben.

Unter den Pao-ji versteht man die subalternen Offiziere, die stets um die Person des Kaisers sind. Man könnte sie fast die Sklaven des Kaisers nennen. Sie zerfallen in mehrere Sectionen, ebenfalls je nach den einzelnen Geschäften, die ihnen obliegen. So hat die Section Schang-ße-juen die kaiserlichen Ställe, die Section Wu-pei-juen die Lieferungen fürs Militär zu besorgen. Zu dem Ende sind den letzteren vier Magazine, zwei für Pferdegeschirre, eines für Waffen und eines für grobe wollene Stoffe anvertraut. Zwei andere Sectionen führen die Aufsicht über die kaiserlichen Gärten und Pächten, noch andere beschaffen den Kaiserthee und die Medicamente oder inspiziren die kaiserliche Bibliothek und Druckerei und alle Fabriken, die für den Hof arbeiten, wie die Gewehr- und Pulverfabriken. Die Pao-ji haben auch Spezialschulen, in denen die unter ihnen befindlichen Muhammedaner und Birmanen Chinesisch, Mantschuisch und Mongolisch lernen.

Aus diesen Pao-ji werden die schönsten Männer als Corps d'élite, Sseu-wei-tschu gewählt. Es sind dies sieben- bis achthundert Mann, von denen den Kaiser stets einige begleiten, wenn er öffentlich erscheint. Sie bewachen seine Zimmer im Palaste, seinen Wagen auf der Reise und sein Zelt im Lager. Ihre Commandeure heißen Groß-Offiziere des Innern oder der kaiserlichen Gegenwart. Auch sie zerfallen wieder in verschiedene Klassen, mit deren Aufzählung wir unsere Leser nicht ermüden wollen. Wir haben bisher die Namen derselben erwähnt, weil man sie häufig in der Peking'schen Zeitung liest, die vielleicht dem Einen oder dem Anderen in die Hände fallen könnte.

Außer den genannten erfordert der kaiserliche Dienst noch folgende Bureaus, das Tschou-ße-tschu, wo die Glückwünschungsschreiben und andere Formulare angefertigt werden, welche die Minister dem Kaiser überreichen wollen, das Luan-t-wei, das, wie es im Gesetze heißt, „für die kaiserlichen Wagen sorgen, ihre verschiedenen Arten durch Namen bestimmen und die Ordnung derselben bei Feierlichkeiten festsetzen soll, damit der Souverain mit Majestät und Würde erscheinen könne.“ Die Reisetwagen gehören in das Ressort mehrerer Pälfz-Büreaus.

Die Besatzung der Stadt besteht aus den acht Fähnlein. Als nämlich die

Tataren 1644 China eroberten, schlossen sich ihnen Mantschu's und Chinesen an. Jede dieser drei Nationen wurde in acht Corps getheilt, die seitdem, da die Stellen erblich sind, den Kern des chinesischen Heeres bilden und durch die Farbe ihrer Fahnen sich von einander unterscheiden. Ein General heißt Tschung, ein General-Lieutenant Tu-tu-lung. Dieselben müssen die Corps organisiren, unterhalten und die Auszeichnungen der Soldaten bestimmen. Die Quartiere und die Befugnisse der Besatzung sind genau festgesetzt. Verschiedene Corps derselben sind in die Provinzialhauptstädte vertheilt, doch befindet sich der größte Theil in Peking und Mukden. Die Mantschu's und die Abkömmlinge der Mongolen, die einmal einregistrirt sind, müssen ihr Lebelang im Dienste bleiben, den Chinesen aber steht es frei, den Abschied zu nehmen und ins Privatleben zurückzukehren.

Von den verschiedenen Unter-Abtheilungen der Besatzung nennen wir den Vortrab, das Corps der Veteranen, die Polizei-Soldaten, denen der Schutz der Hauptstadt anvertraut ist, die Artillerie, das Corps der Stürmenden bei Belagerungen, die Leibwache, die Pioniere, die Manen, die Haiskrieger, die Wärtter der Jagdhunde, die Bogenschützen und Faustkämpfer.

(Chinese Repository.)

England.

Theodor Hoof.

(Schluß.)

Hoof trat gegen die Königin Karoline und ihre Vertheidiger mit einem Liebesfeld, in welchem er mit unachahmlicher Laune den Alderman Wood verspottete. Es war in dem Rhythmus der alten Balladen geschrieben. Der Verfasser behauptete, es aus einem Manuskripte des britischen Museums genommen zu haben, das er mit „Messalina“ bezeichnete. Um diese beißende Satire zu verstehen, muß man wissen, daß in jener Bibliothek die Manuskripte numerisch unter dem Namen des Donators oder des früheren Besitzers geordnet sind. Die Erscheinung des John Bull erregte das größte Aufsehen, das je einer periodischen Zeitschrift zu Theil geworden ist. An diesem wöchentlich erscheinenden Blatte hatten die Whigs einen furchtbaren Gegner. Sie, die bisher stets die Angreifenden gewesen waren, wurden jetzt zur Defensiv gezwungen. So viel Geist, Humor, Kühnheit und Satire war aber auch nöthig, um einer Partei die Spitze zu bieten, die mit allen Waffen und Kräften kämpfte und von der Verehrtheit eines Brougham und Denman unterstützt wurde. Hoof allein gebührt die Ehre, diese Razzia ausgeführt zu haben. Er hatte den Vortheil, daß er nicht erkannt wurde. Da er mehrere Jahre von England abwesend gewesen war und seine Bekanntschaften nicht erneuert hatte, dachte Niemand mehr an ihn. Dessenungeachtet gelang es nach einiger Zeit, ihm auf die Spur zu kommen. Als er seine Anonymität gefährdet sah, that er folgendes: Er ließ eines Tages im John Bull einen Brief mit der Unterschrift Hoof's erscheinen, in welchem sich derselbe vor jedem Antheile an der Redaction des John Bull verwahrte, und stellte dem Briefe, als Redacteur, diese Zeilen voran:

„Die Annahmen gewisser Leute sind spasshaft. Unsere Leser finden hier einen Brief, der uns von Herrn Hoof zugeschickt worden ist und in welchem derselbe alle Beziehung zu unserem Journale ernstlich von sich abweist. Unser gutes Herz und der Wunsch, jenem Herrn zu zeigen, wie wenig es unser Wille ist, mit ihm in Verbindung zu stehen, bestimmen uns, hier eine Erklärung zu geben, die, wie wir zweifeln nicht, sowohl seiner Empfindlichkeit als seiner Jartheit genügen wird. Wir bekennen nämlich frei, daß uns bei dieser Affaire besonders zwei Dinge überraschten. Einmal, daß man geglaubt hat, Herrn Hoof einen Antheil an unserer Zeitschrift zuzuschreiben zu dürfen; dann, daß ein Mann, wie Hoof, geglaubt hat, seine Ehre nöthige ihn, sich vor der Mitwirkung am John Bull zu verwahren.“

Die Tories empfingen den neuen Bundesgenossen mit Jubel, wer er auch seyn mochte. Der Hof und besonders der Regent fanden in diesem muthigen Vertheidiger eine bedeutende Stütze. Kein Zweifel, daß der John Bull eine wichtige Rolle in diesem merkwürdigen Kampfe spielte, in welchem die beiden Hauptparteien Englands alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte entwickelten, und es ist kein uninteressanter Zug in dem Leben Hoof's, daß er sich den Tories anschloß.

So lange sein Prozeß noch nicht entschieden war, hörten ihn die Termine, die Nachweise, die er zu führen hatte, und Anderes dergleichen vielfältig in der Redaction seines Blattes. Nach seiner Beurtheilung wurde er auf zwei Jahre eingesperrt. Seine Gefangenschaft war freilich nicht besonders hart, denn es war ihm erlaubt, auszugehen und seine Geschäfte zu besorgen. Die Musestunden, zu denen er gezwungen war, füllte er damit aus, Entwürfe zu neuen literarischen Arbeiten zu machen. Zuerst gab er, ohne großen Succes, ein kleines Theaterstück, die Tauben und die Geier, heraus, bald jedoch wandte er sich zur Abfassung eines Romans. — Man wird sich vielleicht wundern, warum Hoof nicht lieber ferner für das Theater schrieb, auf dem er so jung debütirt und so viel Ruhm geärndtet hatte. Aber Hoof faste von jener Zeit an, und sprach dies auch in vielen Rezensionen des John Bull aus, einen unbefleglichen Widerwillen gegen das Theater und den Schauspielersstand, von dem er behauptete, daß er die Sitten verderbe und den Geschmack verkehre. Dessenungeachtet hatte er unter den Schauspielern, die er kennen gelernt hatte, die theuersten und treuesten Freunde gefunden. Aber es waren dies auch seine Juchbrüder in der Jugend gewesen, und wer weiß, ob er nicht, wenn er Betrachtungen über seine Vergangenheit anstellte, dem Umgange jener wüßten Genossen sein verfehltes Leben zuschrieb?

Zu seinem Glücke übertraf der Ruhm, den ihm seine Romane brachten, jeden anderen, den er sonst noch errungen hatte oder erringen konnte. Von dem Jahre 1824, wo er die erste Reihe seiner Sayings and doings herausgab, bis zu seinem Tode, also in dem Zeitraum von sechzehn Jahren, publizierte Hooft achtunddreißig Bände. Diese enthalten die drei Lieferungen seiner ersten Werke, der Memoiren eines Komödianten Michel Kelly und der Biographie eines Offiziers Sir David Baird, dann den Maxwell, die Tochter des Pastors, Liebe und Stolz, Gilbert Gurney (der zuerst im New-Monthly Magazine erschien), Jack Brag's Geburt, Tod und Hochzeit. Diesen Büchern folgte eine Sammlung von Novellen in der Art der Sayings and doings unter dem Titel Precepts and practice, die aber der früheren bei weitem nachsteht. Sein letzter Roman heißt „die Väter und die Söhne“, an dessen Korrektur er noch in seiner Sterbestunde arbeitete. Nach seinem Tode ist noch ein Roman, Peregrine Brunce, unter seinem Namen erschienen, was aber wahrscheinlich nur eine Buchhändler-Speculation ist. Außerdem hat Hooft auch eine große Anzahl von Artikeln für mehrere periodische Zeitschriften geschrieben, besonders für den John Bull, den er mehrere Jahre fast ganz allein redigirte, und eine Menge von Balladen und Liedern, die, wenigstens theilweise, gesammelt zu werden verdienten.

Im Jahre 1825 wurde Hooft, als insofern, in Freiheit gesetzt, und mit dieser Zeit beginnt eine neue Phase in seinem Leben. Seine Schriften brachten ihm von jetzt an bedeutende Summen ein. Während mehrerer Jahre verdiente er mehr als 2000 Pfund jährlich am John Bull. Eben so viel betrug sein Honorar für die erste Reihe der Sayings and doings. Wenn er vernünftig gewesen wäre, so hätte er bei diesem ungeheuren Einkommen leicht einen Theil seiner Schuld an den Schatz abtragen können, zumal er damals erst fünfundsiebzig Jahr alt war. Die natürlichste Klugheit gebot ihm, so zu handeln. Hooft aber fiel dies nicht einmal ein, und er zeigte hierin gewiß seinen Mangel an einer geregelten Erziehung. Nach mehreren Jahren der Mühe und des Elends dachte er nur daran, wie er sie vergessen und die Gegenwart genießen könne, und kümmerte sich wenig um seine Zukunft. Nach und nach wurde der Makel vertuscht, der auf ihm lastete, und er trat wieder in jene Gesellschaft, von der er so lange ausgeschlossen gewesen war. Er hatte bereits seine Anonymität preisgegeben, ward als das gefürchtetste Organ der Tories überall mit Ehrerbietung aufgenommen und ließ sich die Annehmlichkeiten seiner Stellung gefallen. Sein Ruf als Romanschreiber, seine Unterhaltungsgabe, seine feinen und liebenswürdigen Manieren öffneten ihm alle Salons. Aus dem Kreise seiner alten Kameraden, der Künstler und Schauspieler, ging er zum zweiten Male, aber mit dem Rechte größerer Ansprüche, in die Zirkel der Borschnen über. Hier überließ er sich völlig seinem Hange zum Luxus. Er führte ein großes Haus, hielt Wagen, Pferde und ergab sich, je fester seine Stellung wurde, desto mehr der Verschwendung. Er wurde Mitglied mehrerer Klubs, amüfirte sich dort den Abend über und brachte die meisten Nächte am Spieltische zu.

Hooft vergaß sein vergangenes Unglück und die Erfordernisse seines Standes und führte eine Lebensweise, die durchaus einem Schriftsteller nicht die nöthige Ruhe gewährt. Bald überstiegen seine Ausgaben die Einkünfte, die von seiner Produktivität abhingen. Er machte Schulden, und von da ab war er verloren. In der reichen und glänzenden Welt, in die er versetzt war, ahnte man wenig, was im Grunde seiner Seele vorging. Man sah in ihm nur den liebenswürdigen und geldverachtenden Gentleman und kümmerte sich wenig um seine Erwerbungsquellen. Seine vergnügungssüchtigen, reichen, unbeschäftigten Freunde hatten keinen Begriff von den Kümernissen und Leiden, die hinter seiner Heiterkeit und Sorglosigkeit verborgen waren. Er lebte in einem unaufhörlichen Kampfe mit unerbittlichen Wucherern, ward von seinen Verlegern gedrängt, den Verpflichtungen nachzukommen, die er in Augenblicken der Noth eingegangen war, schrieb, da er durch Vorschüsse gebunden war, in Hast und Zerstreutheit und gewann dennoch kaum so viel, daß er die nöthigsten Bedürfnisse befriedigen konnte. Da er seine Einbildungskraft in der Erfindung und Schilderung des Spieles der Leidenschaften und der Lächerlichkeiten der Welt erschöpft hatte, suchte er sich durch übermäßiges Weintrinken zu zerstreuen, aber vergeblich. Jeder Tag erneuerte seine Pein, und seine Gläubiger drohten, die Geduld zu verlieren. Hören wir seine eigenen traurigen Worte: „Wie viel größer ist die Noth und das Elend eines schuldenbelasteten Lebens, als der ungerechte Genuß eines Luxus, den man sich nicht gestatten darf. Würde einem Alderman seine Schildkrötensuppe schmecken, wenn er sie auf einem aufgespannten Seile essen müßte? Antwortet mir darauf, und ich will euch sagen, wem glänzendes Elend desjenigen wartet, der das Doppelte seines Einkommens ausgiebt und seinem Juweller, seinem Schneider und Wagner nicht nur das Geschirr, die Kleider und Kutschen schuldig ist, sondern auch das Privilegium, sich ihrer frei zu bedienen.“

Wenn Hooft's Tagebuch je herausgegeben würde, so würden wir traurige Geheimnisse erfahren. Herr Lockhard, der es besitzt und dem wir den größten Theil der hier gegebenen Details verdanken, erzählt folgende Episode aus dem geplagten Leben unseres Helden. — „Eines Winters, schon in den letzten Jahren seines Lebens, war Hooft auf einige Wochen auf das Schloß eines reichen Lords geladen worden. Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich dafelbst versammelt. Hooft war der einzige Plebejer, aber er schleppte seine Fesseln mit sich. Alle Donnerstage mußte er sich mit seinem Drucker über die Nummer verständigen, die am Sonnabend darauf erscheinen sollte. Während seine Freunde auf der Jagd waren oder standesgemäß müßig gingen, saß sich Hooft sozi, um seine Artikel zu schreiben. Am Mittwoch Abend, wenn sich Alle in ihre Zimmer zurückzogen, entwischte er wiederum, setzte sich in eine Postkutsche und fuhr fünfzig englische Meilen, um mit seinem Verleger zusam-

menzutreffen, der ihn in einer Dorfherberge erwartete. Am folgenden Tage redigirte er die Korrespondenz und besorgte, was ihm sonst noch als Haupt-Redacteur oblag. Beim Frühstück ließ er sich durch seinen Bedienten mit einem leichten Unwohlseyn entschuldigen, währenddessen aber verreist er wieder und kommt gerade noch zur rechten Zeit an, um sich umzukleiden und bei der Tafel zu erscheinen, wo er sich geistreicher und liebenswürdiger zeigt, als je. Noch um Mitternacht ist sein Tagewerk nicht zu Ende. War dem Champagner hinlänglich genügt, so setzte man sich zum Spiel, und Hooft hat, als er gegen Morgen in sein Zimmer zurückkehrt, alles Geld verloren, ohne zu wissen, wo er neues hernehmen soll. Er schreibt nach London an einen Wucherer und bittet für jeden Zins und unter jeder Bedingung um einige tausend Franken. Das Geld kommt an, verschwindet aber noch beim Spiele desselben Abends. Endlich kommt Hooft nach London zurück; der Roman, den er zu liefern versprochen hatte und in der Stille des Landlebens zu schreiben gedachte, war kaum angefangen und im Spiele und mit dem Hin- und Herreisen mehr Geld darauf gegangen, als er bei angestrengtem Fleiße in einem Vierteljahre erworben hätte.

In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr von Mauritius hatte er sich mit einer jungen Frau verbunden, die bis dahin einen musterhaften Lebenswandel geführt hatte und deren Sorgfalt und Liebe er die einzigen glücklichen Stunden in jener Zeit verdankte. Aber, war es Gleichgültigkeit oder Mangel an Willenskraft, er hatte nie den Muth, der Mutter seiner Kinder seinen Namen zu geben. Mitten in seiner glänzenden und fatalen Lage peinigte ihn Gewissensbisse. Er bedauerte oft und bitter seine Fehler und konnte dennoch nicht den festen Entschluß fassen, sie wieder gut zu machen. Nicht nur in seinem Tagebuche, dem er alle seine qualenden Gedanken anvertraute, sondern auch in seinen Romanen wird man manche Stelle finden, an der er in männlichen Worten die Stellung verdammt, die er der Frau seiner Liebe, seiner bis zum Tode treuen Gefährtin, gegenüber angenommen hatte. Er schildert mit Meisterhand das traurige Leben jener Frauen, die sich blind den Versprechungen eines gewissenlosen Mannes hingeben und, isolirt von der Gesellschaft, ihre Tage einzig der Sorge für ihre Kinder widmen, während ihr Gatte es nicht wagt, sich öffentlich zu ihnen zu bekennen. Er erzählt uns mit klangreichen Worten von der keuschen Liebe seiner Helden und Heldinnen, und immer kämpft er für den Gedanken, daß ein Mann nur glücklich seyn könne, wenn er verheiratet ist, daß er nur zu achten sey, wenn er seine Mühe einer Gefährtin widme, deren Tugenden seinem Unglücke Trost, seinem Glücke Glanz verleihen würden. „Aber“, schreibt er, wahr, wie sein beleidigtes Gewissen es ihm diktirte, „so ist unsere Natur, daß wir die Mängel Anderer, deren Fehler im Vergleich zu den unsrigen Schönheiten sind, lächerlich machen, daß wir an unseren Freunden tadeln und verachten, was wir täglich selbst begehen. Wir meinen, unser Fall sey eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und halten uns für unglückliche Schlachtopfer der Verhältnisse, wenn wir denselben Leiden anheimfallen, um derentwillen wir Anderen weise Moral gepredigt haben.“

Nur die Eitelkeit zog Hooft in die glänzenden Zirkel, die ihn zu keinem häuslichen Glücke kommen ließen und seinen Seelenfrieden untergruben. Es freute ihn, von Leuten beachtet zu werden, die er, als guter Engländer, für besser und edleren Stoffes hielt, denn die übrige Menschheit. Es war ihm eine Genugthuung, wenn er seinen Freunden, die ihn nach dem Grunde seiner Abwesenheit im Carlton-Klub, im Athenäum, bei Croxford fragten, antworten konnte, er komme aus dem Schlosse des Lord B., des Grafen F. oder des Herzogs von R. Er fühlte sich geschmeichelt, wenn die Morning-Post in ihren Nachrichten aus der feinen Welt erwähnte, daß Herr Theodor Hooft Gast eines eblen Lords gewesen sey.

In den letzten Jahren seines Lebens gab sich Hooft einer Illusion hin, die einen großen Theil seiner Irrthümer entschuldigt. Er schmeichelte sich nämlich mit der Hoffnung, daß früh oder spät jene Partei, der er so eifrig und uneigennützig gedient hatte und in welcher er zahlreiche Freunde zählte, siegen und ihn aus seinen Verlegenheiten reifen würde. Sicher waren auch die Führer der Tories, denen einmal die oberste Gewalt zufallen mußte, zu seinen Günstigen gestimmt; aber Hooft bedachte nicht, wie schwer es seinen Freunden war, ihm zu dienen, trotz ihres guten Willens. Die eigenthümliche Stellung, in die ihn seine noch unbezahlte Schuld an den Staatsschatz brachte, mußte seinen Gönnern die Hände binden, und von allen Aemtern, über welche die englischen Minister zu verfügen haben und die, um mit Xenophon zu reden, wie ein Einsatz im Spiele, von dem Sieger gewonnen werden, paßte fast keines für Hooft. Troßdem wollte ihn 1834, unter der kurzen Verwaltung R. Peel's, der Lordkammerer, Graf Jersey, in die Stelle eines Inspektors aller Theater einsetzen, die einzige, welche er in seinem Departement einem Roman-Schriftsteller übergeben konnte. Diese Stelle wurde noch von einem alten Freunde Hooft's bekleidet; aber der Minister rechnete darauf, daß derselbe seines hohen Alters wegen freiwillig abtunken werde. Hooft jedoch weigerte sich, ihn dazu zu vermögen. Die Herrschaft der Tories hatte nur kurzen Bestand. Nach Colman's Tode ernannte das Melbourne'sche Ministerium Charles Kemble zum Inspektor der Theater, und als im Jahre 1841 die Konservativen von neuem zur Macht gelangten, war Hooft nicht mehr im Stande, von ihrer Günst Gebrauch zu machen. Er starb nach einem kurzen Krankenlager im Alter von dreiundsünfzig Jahren.

Seine letzte Lebenszeit verbrachte Hooft sehr traurig. Er fühlte sein nahes Ende und war untröstlich, wenn er daran dachte, was aus seiner unglücklichen Gefährtin und seinen Kindern werden würde. Am 19. Januar 1837 schrieb er in sein Tagebuch: „Meine Armuth ist mir peinlich, nicht um meiner selbst willen, sondern wegen der unschuldigen Wesen, die meiner bedürfen und deren Püßlosigkeit ich den glücklichen Erfolg meiner Arbeiten verdanke; sie ist mir

peinlich, weil ich Geld und Zeit auf unnütze Dinge verschwendet habe und besser für mich und die Meinigen hätte sorgen können.“ Seine Befürchtungen waren nur zu sehr gegründet. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich die Krone seiner ganzen Hinterlassenschaft bemächtigte. Der Verkauf seiner Bücher und Möbel brachte ihr 2500 Pfund ein, während die unglückliche Familie nichts behielt, wovon sie ihr Leben fristen konnte. Es eröffneten jedoch zu Gunsten derselben einige von Hool's alten Freunden eine Subscription und zeigten sich überaus freigebig. Aber nur wenige von den großen Herren und Staatsmännern, die am meisten von Hool's Talent profitirt hatten, erinnerten sich seiner, als er nicht mehr war. Nur der König von Hannover unterzeichnete 600 Pfund.

So endete ein in vieler Hinsicht merkwürdiger Mann, der, wenn er besser wäre erzogen worden, vielleicht glücklich und berühmt zu gleicher Zeit geworden wäre. Er war sanft, gemüthvoll und edel und hat nie durch seine Schuld einen Freund verloren. Seine Scherze verwundeten nie und haben ihm nicht Einen Feind gemacht. La Bruyère sagt zwar, wer die Leute zum Lachen bringe, werde nicht geliebt, aber Hool zu sehen und nicht zu lieben, war unmöglich. Selbst in die Politik nahm er diese Sanftmuth hinüber. Obgleich seine Beurtheilung, deren Ungerechtigkeit er bis ans Ende behauptete, bis zu einem gewissen Punkte einer politischen Intrigue zuzuschreiben war, so versicherte Hool dennoch mehrere Male in seinem Journale alle diejenigen seiner Verzeihung, die er seine Verfolger zu nennen pflegte. Auch muß man zu seinem Ruhme sagen, daß er in den Angriffen auf die Whigs nie von einem persönlichen Hasse geleitet wurde und wirklich von den Grundsätzen seiner Partei durchdrungen war. Seine Unterhaltungsgabe war ohne gleichen. Sie war, wie bei manchen Menschen, ausgezeichnet als sein schriftstellerisches Talent. Sein improvisirter Humor, seine freimüthige Fröhlichkeit machten, daß er die Anderen nur zu seinem Vergnügen zu amüsiren schien. Niemand erzählte, wie er: mit einem Worte malte er einen Charakter, mit einer Geste eine Situation, kurz, er hätte nur zu wollen brauchen, so wäre er der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen.

Hool hatte von den Eigenschaften eines Schriftstellers Phantasie, Humor, eine kräftige Sprache, Beobachtungsgabe und Geschmac, aber einige seiner Werke verrathen die Hast, mit der sie geschrieben sind, und treiben die Komik bis zur Karikatur. Jedoch in der Schilderung der Sitten seiner Zeit hat Hool mehr geleistet, als jeder Andere. Eben so nimmt er als Journalist den ersten Rang ein. Der John Bull hatte freilich alle Vorurtheile des alten Torpidismus, aber er war ein Muster eines polemischen Blattes. Sein Einfluß war außerordentlich, und wenn man Hool in die aristokratischen Zirkel zog, so that man dies mehr dem Journalisten als dem Romanschreiber. Die Konservativen suchten nach einem Ersatzmann für Hool; aber weder in der periodischen Presse noch im Romane ist bis jetzt sein Platz ausgefüllt worden. *)

Polen.

Ludwig Kropinski.

Dieser ehemalige polnische General, welcher Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und einer der ersten Vertreter der älteren polnischen Literatur war, beschloß im Juli d. J. sein Leben auf seinem Stammsitze Woronzyn in Wolhynien. Durch den Tod seiner Frau und Kinder verwaist, verlebte der ehrwürdige Greis seine letzten Tage in trüber Einsamkeit auf seinem sonst so heiteren und gastlichen Woronzyn. Gerade in seinem Sterbejahr ließ er durch Mikowski in Lemberg eine Gesamt-Ausgabe seiner schönen, einst die Landsleute entzückenden Schriften veranstalten, und sie waren vielleicht der einzige Trost des Greises, der, wenngleich ihm nicht mehr vergönnt war, sein Geistesprodukt anzuschauen, es wenigstens mit der Hand berühren konnte. Jedoch die Blüthe, welche vor Jahren in Polen noch durch alle Gegenden geduftet hätte, zeigte sich zu spät und weilt. — Kann man Kropinski auch kein Genie nennen, so besaß er doch unbestritten ein seltenes Talent und vor Allem ein edles Gefühl. Seine Ludgarde ist der treueste Abdruck des älteren französischen Drama's und steht ihren Vorbildern nur um ein Geringes nach. Julia und Adolph sind zwar das Erzeugniß falscher Begriffe, aber ihre verkehrte Sentimentalität war der Geist oder vielmehr die Mode ihrer Zeit und der des Dichters, dessen gefühlvolles Herz jenem Drange nicht zu widerstehen vermochte. Es wird deshalb dieses Werk, das einst so viel Unwillen und Theilnahme erregte, als Typus jener sentimentalischen Epoche immer seine Wichtigkeit behalten. Bei dem heutigen Fortschritt der Literatur lassen sich allerdings Kropinski's Werke nicht auf eine hohe Stufe stellen; es ist jedoch zu bedenken, daß der nicht niedrig steht, welcher sich auf den höchsten Gipfel seiner Epoche geschwungen. Glätte der Verse und Reinheit der Sprache sind die wesentlichsten Empfehlungen des Dichters, neben welchen sein feines Gefühl und das Geschick, dem Texte sinnige Bilder einzuweben, mit in Anspruch kommen müssen. Ehemals hat man Kropinski's Verse vielfach memorirt, und dieselben sind tief ins Volk eingedrungen, namentlich diejenigen, bei welchen der Dichter die fremde Form verlassen und den eigenen gemüthlichen Ton angeschlagen hat. Kropinski fühlte sehr wohl den Umschwung der Ideen in der neuesten Literatur, aber er selbst konnte sich nicht mehr auf diese

*) Es ist diese Skizze nach französischen Quellen bearbeitet.

Stufe erheben, und gerade dieser Umstand mochte Vieles dazu beitragen, die letzten Tage des Felden und Dichters noch trauriger zu machen.

Mauritius.

Mannigfaltiges.

— Deutsche und italienische Musik in London. Die Hoffnungen auf eine nationale Musikschule, die unser englischer Korrespondent (Nr. 124 des Magazins) ausgesprochen, scheinen sich noch nicht verwirklichen zu wollen: denn wir gewahren wohl fortdauernde Reibungen zwischen deutschem und italienischem Geschmac, aber noch keine Spur von einem Durchbruche nationaler Eigenthümlichkeit. Ein Artikel im Londoner Athenaeum (vom 16. Nov.) giebt sogar zu der Besorgniß Raum, daß die deutsche Musik in London aus einem Heiligthum verdrängt werde, in welchem ihr bisher ausschließlich gebuhrt wurde. Die genannte Zeitschrift enthält nämlich sehr bittere Bemerkungen darüber, daß — wie es heißt — die Direktoren der Philharmonic Society, eines bisher durch die Aufführung deutscher Symphonien und Vokalmusiken sich auszeichnenden Vereins, zum Leiter ihrer diesjährigen Konzerte den Italiener Herrn Costa gewählt haben sollen — „bloß um das Dilemma los zu seyn, ob und wie vielleicht der erste jetzt lebende Instrumental-Komponist, Dr. Felix Mendelssohn, für diese Konzerte zu gewinnen seyn möchte.“ — „Als Komponist“, fügt das Athenaeum hinzu, „hat Signor Costa keinen Ruf der Art, um eine Abweichung von den Gewohnheiten der Gesellschaft zu rechtfertigen; er steht als Theoretiker ungefähr auf gleicher Höhe mit den Mercadante's des modernen Italiens und, was europäische Berühmtheit betrifft, weit hinter diesen. Welches Geschrei würde man jedoch bei dem bloßen Gedanken erheben, Mercadante auch nur ein einziges unserer philharmonischen Konzerte dirigiren zu lassen, wenn er sich etwa als „Stern“ an unserem Himmel befände? Als Dirigent von Symphonien und Konzerten, die überdies nichts weniger als einen entschieden deutschen Charakter haben, hat Herr Costa nicht bloß überhaupt noch seinen Ruf zu bewahren, sondern sogar unangenehme Eindrücke zu verwischen. Es stand bei den Direktoren, sich des Herrn Moscheles zu versichern, der während der letzten philharmonischen Konzerte mitgewirkt; sie konnten Herrn Benedict gewinnen, der ein Schüler Weber's ist, oder Herrn W. S. Bennett, der unter Dr. Mendelssohn's Leitung studirt hat und von dem guten musikalischen Geschmacke Leipzigs, so wie von der Liebe Leipzigs zu allen großen deutschen Komponisten, erfüllt ist — aber sie nahmen lieber ihre Zuflucht zu einem Manne, den sie vor einigen Jahren sogar bei der Ballottirung zum Mitgliede hatten durchfallen lassen. Die einzige Erklärung, die wir für ein Verfahren, das gleich unangenehm für Deutsche wie für Engländer ist, zu geben vermögen, bestünde darin, daß man die philharmonischen Konzerte zu einer Dependenz des Opernhauses machen will, um sich dadurch die Mitwirkung der italienischen Sänger zu sichern. Das würde aber, selbst wenn es musikalischen Erfolg hätte, eben so thörichterweise inkonsequent, als unnöthigerweise verlegend seyn.“

— Ein Shakespeare'sches Manuskript. Kürzlich ist eine aus der Zeit Shakespeare's herrührende Handschrift eines seiner Dramen aufgefunden worden. Man kann sich denken, mit welchem Jubel dieser Fund in England begrüßt wird, wenn wir hinzufügen, daß alle Bemühungen, eine Handschrift dieser Art zu entdecken, bisher vergeblich waren. Die beiden Abtheilungen Heinrich's IV., zu einem Stücke zusammengezogen, sind es, die in jener Handschrift enthalten sind, welche in dem Urkunden-Archiv einer alten Familie in Kent aufgefunden worden und einige in den abgedruckten Dramen weggelassene Szenen so wie zahlreiche abweichende Lesarten enthalten soll. Daß das Manuskript nicht untergeschoben sey, dafür bürgt der Umstand, daß die Shakespeare-Gesellschaft es durch den bekannten gelehrten Kritiker Herrn Halliwell zur Herausgabe und zum Abdruck vorbereiten läßt. Auch ist es bereits von dem mit den Editionen Shakespeare's so vertrauten Herrn Collier durchgesehen worden.

— Das Verschwinden eines Stromes in Asien. In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in London (11. Nov.) ward ein Schreiben des Herrn A. v. Chanikov vorgelesen, das über den seit einigen Jahren von der Erde verschwundenen Tanghi-Darja, einen Arm des Sir-Darja (des Zarates der Alten), Aufschluß giebt. Drei Arme besaß sonst der Sir-Darja, dieser große Strom von Turkestan, der sich durch jene Arme in den Aralsee ergoß. Die erste Nachricht von der Austrocknung des Tanghi-Darja kam durch Baron von Meyendorff und Professor Evermann nach Europa; diese suchten das Phänomen durch Verdunstung des Wassers zu erklären. Herr Chanikov beweist nicht bloß, daß dies unmöglich sey, sondern löst das Problem zugleich durch Mittheilung folgender einfachen Thatsache: Im Jahre 1815 hatten die Bewohner von Chokand erfahren, daß es die Absicht der Chiwaner sey, an den Ufern des Tanghi-Darja Kolonien zu errichten, und da ihnen eine so unruhige Nachbarschaft nicht angenehm war, so erbauten sie einen mächtigen Deich an der Stelle, wo sich dieser Fluß vom Sir-Darja abzweigte. Dadurch ward das Wasser zurückgehalten, und nachdem das in dem alten Bette enthaltene in den Aralsee abgelassen war, ward dasselbe um das Jahr 1820 mit Bäumen bepflanzt, die jetzt einen dichten Wald bilden. Herr Chanikov hat von dem in Bukhara umgekommenen Cap. Conolly gehört, daß er selbst jenen Deich gesehen und ihn in allen seinen Details untersucht habe. Der letzte europäische Reisende, der den Tanghi-Darja noch als einen breiten Strom sah, war der Dolmetscher der russischen Gränz-Kommission von Orenburg, der den Fluß im J. 1809 und dann wieder im J. 1810 passirt hatte.